

ZEITFIEBER

Warum die Stunde nicht überall gleich schlägt,
die innere Uhr täuschen kann und
Beethoven aus dem Takt gerät



11 59 60

SWISS MADE

SIMON GARFIELD

THEISS

Simon Garfield

Zeitfieber

Warum die Stunde nicht überall
gleich schlägt, die innere Uhr täuschen kann
und Beethoven aus dem Takt gerät

Aus dem Englischen von
Jörg Fündling

THEISS

Impressum

***Für Ben, Jake, Charlie, Jack und Justine
und zur Erinnerung an Rena Gamsa***

Die englische Originalausgabe ist 2016 bei Canongate Books unter dem Titel *Timekeepers. How the World became obsessed with Time* erschienen.
Published by arrangement with Canongate Books Ltd, 14 High Street,
Edinburgh EH11TE
© 2016 Simon Garfield

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

Der Konrad Theiss Verlag ist ein Imprint der WBG.

© der deutschen Ausgabe 2017 by WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt

Die Herausgabe des Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder der WBG ermöglicht.

Lektorat: Rainer Wieland, Berlin

Gestaltung & Satz: Satzpunkt Ursula Ewert GmbH, Bayreuth

Einbandabbildungen: Harold Lloyd © 2011 Harold Lloyd Entertainment, Inc.; alle anderen Abbildungen: © Shutterstock

Einbandgestaltung: Jens Vogelsang, Aachen, nach der Vorlage der englischen Originalausgabe, gestaltet von Peter Adlington

Besuchen Sie uns im Internet: www.wbg-wissenverbindet.de

ISBN 978-3-8062-3443-5

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:
eBook (PDF): 978-3-8062-3515-9
eBook (epub): 978-3-8062-3516-6

Menü

[Buch lesen](#)

[Innentitel](#)

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Informationen zum Buch](#)

[Informationen zum Autor](#)

[Impressum](#)

Inhalt

Einleitung: Sehr, sehr früh oder sehr, sehr spät

1. Der Zufall der Zeit

- Vom Boden abheben
- Die Kürze des Lebens und wie man es leben soll

2. Wie die Franzosen den Kalender verkorksten

- Tag der Birne
- Ausbruch der Nostalgie

3. Die Erfindung des Fahrplans

- Das Schnellste, was man je gesehen hat
- Gab es je eine grässlichere Tyrannei?

4. Frisch aus dem Beet

- Wie man die Neunte richtig spielt
- Wie lang soll eine CD eigentlich sein?
- Revolver

5. Habe ich zu viel gesagt?

- In den Tagen des Moses
- Drüber weg geredet

6. Filmzeit

- Wie man sich an eine Uhr hängt
- Die Ankunft eines Zuges

7. Horologie, Teil I: Wie man eine Uhr macht

- Ein sehr schwieriger Boden

- Was haben die Schweizer denn nur?

8. Roger Bannister läuft immer im Kreis

- 3 Minuten 59, 4 Sekunden

9. Vietnam. Napalm. Mädchen.

- Sekundenbruchteil

- „Ich bin Muybridge, und das ist eine Nachricht von meiner Frau“

10. Die Tagschicht

- Wir werden Yamaha zermalmen, zerquetschen, abschlachten!

- Der Boss aus der Hölle

11. Horologie, Teil II: Wie man die Zeit verkauft

- Vasco da Gama Special Edition

- Willkommen auf der Baselworld

- Auweia

- Und der Schuldige heißt ...

- Die wertvollste Armbanduhr des Planeten

12. Zeittaktiken, die tatsächlich funktionieren!

- Die Erdbeersaison

- Die Schlanke-E-Mails-Einfach-Methode

13. Das Leben ist kurz, die Kunst ist lang

- *The Clock* ist eine Uhr

- Die spinnen, die Weißen

14. Das Verlangsamten der Welt

- Ein Ort, wo die Zeit stillsteht

- Französisch leben

- FASTER Food

15. Das British Museum und die Geschichte von - uns

- Das Stundenbuch

- Verloren und verschollen
- Die, die es anders sehen

Epilog: Die Demutsuhr

Anhang

Dank

Ausgewählte Literatur

Bildnachweis

Register

Alice: Wie lang ist für immer?
Weißes Kaninchen: Manchmal nur eine Sekunde.

Einleitung

Sehr, sehr früh oder sehr, sehr spät

Wir sind in Ägypten. Nicht im alten Ägypten, obwohl das für ein Buch über die Zeit ein vernünftiger Anfangsort wäre, sondern im Ägypten von heute, einem Ägypten frisch aus dem *Merian* mit den schönen Stränden und den Touristen bei den Pyramiden und der Sonne, wie sie auf das Mittelmeer niederbrennt. Wir sitzen in einem Restaurant an einem Strand bei Alexandria, und am Ende des Strandes sehen wir einen einheimischen Fischer etwas Leckeres zum Abendessen angeln, vielleicht eine hübsche Rotbarbe.

Wir machen Ferien nach einem zermürbenden Jahr. Nach dem Essen schlendern wir zu dem Fischer hinüber. Er spricht ein bisschen Deutsch. Er zeigt uns seinen Fang – bisher nicht viel, aber er ist guter Dinge. Weil wir ein klein wenig vom Angeln und vom Ergreifen von Möglichkeiten verstehen, schlagen wir vor, er könnte auf den Felsen da drüben umziehen, eine Winzigkeit weiter draußen, auf eine höhere Position fürs Auswerfen als von hier aus auf seinem alten Klapphocker und zugleich mit einer größeren Chance, seinen Tagesfang an Fischen schneller einzubringen.

„Warum sollte ich das wollen?“, fragt er.

Wir sagen, dass er, wenn er schneller wäre, auch mehr Fische fangen könnte, und dann hätte er nicht nur genug für sein Abendessen, sondern könnte den Überschuss auf dem Markt verkaufen, und mit dem Gewinn könnte er eine bessere Angelrute und eine neue Kühlbox für seinen Fang kaufen.

„Warum sollte ich das wollen?“

Damit du noch schneller noch mehr Fische fangen und die dann verkaufen kannst, und dann hast du bald genug, um ein Boot zu kaufen, und das heißt tieferes Wasser und noch mehr Fische in Rekordzeit dank dieser großen Netze, die man auf Trawlern benutzt. Ehrlich, du könntest bald selbst ein erfolgreicher Trawlerfischer werden, und dann würden die Leute „Käpt'n“ zu dir sagen.

„Warum sollte ich das wollen?“, fragt er provozierend selbstzufrieden.

Wir kommen aus der Welt von heute, sind auf Ehrgeiz und die Vorzüge bereitwilligen Arbeitseifers eingestimmt, also vertreten wir unsere Sache mit wachsendem Unmut. Wenn du ein Boot hättest, dann wäre dein Fang bald dermaßen groß, dass du der große Mann auf dem Fischmarkt wärst, du könntest die Preise diktieren, mehr Boote kaufen, Arbeiter einstellen und dann, als Erfüllung des höchsten Lebensstraums, früh in den Ruhestand gehen und deine Zeit verbringen, indem du in der Sonne sitzt und angelst.

„Ein bisschen so wie heute?“¹

★ ★ ★

Jetzt wollen wir uns kurz den Fall William Strachey ansehen. Strachey kam 1819 zur Welt und hatte es sich seit seiner Schulzeit in den Kopf gesetzt, Verwaltungsbeamter zu werden. Mitte der 1840er-Jahre arbeitete er im Kolonialamt in Kalkutta, wo er zu der Überzeugung gelangte, dass die Menschen in Indien im Allgemeinen und die Leute in Kalkutta im Besonderen eine Methode entdeckt hatten, wie sie ihre Uhren besonders genau gehen ließen (die besten Uhren in Indien kamen damals wahrscheinlich aus Großbritannien, aber egal). Als er nach fünf Auslandsjahren nach England heimkehrte, entschied er sich, weiterhin nach Kalkutta-Zeit zu leben – ein kühner

Schritt, denn die war der Londoner Zeit fünfeinhalb Stunden voraus.

William Strachey war der Onkel von Lytton Strachey, dem herausragenden Kritiker und Biographen der viktorianischen Zeit.² Michael Holroyd, seines Zeichens wiederum der Biograph Lyttons, hat angemerkt, Lytton sei von allen Stracheys der exzentrischste gewesen, und das will wirklich etwas heißen, hatte es der Strachey-Clan doch geradezu zum Ritual erhoben, aus schrägen Typen zu bestehen.³

William Strachey lebte lange genug, um Mitte achtzig zu werden, und verbrachte damit über fünfzig Jahre in England nach Kalkutta-Zeit. Das hieß Frühstück zur Teezeit und Lunch bei Kerzenlicht am Abend, und es verlangte eingehende Berechnungen mit Blick auf die Zugfahrpläne und andere Routinesachen des Alltags wie Einkäufe oder Öffnungszeiten der Banken. Doch 1884 wurde alles noch komplizierter, als die Zeit in Kalkutta gegenüber dem Großteil des restlichen Indien einen Sprung von 24 Minuten nach vorn machte, womit Stracheys Tag gegenüber der Londoner Zeit um fünf Stunden und 54 Minuten vorging. Manchmal war es schlicht unmöglich zu sagen, ob er sehr, sehr früh oder sehr, sehr spät dran war.

Viele Freunde Stracheys (nicht, dass er viele Freunde gehabt hätte) gewöhnten sich an diese Schrulle, obwohl er die Geduld seiner Familie auf eine harte Probe stellte, als er auf der Pariser Weltausstellung von 1867 ein Bett mit eingebautem Mechanismus kaufte. In dem Bett steckte eine Uhr, die darauf ausgelegt war, den Bettbewohner zur eingestellten Stunde zu wecken, indem sie ihn (oder sie) hinauskippte, und Strachey stellte das Bett so auf, dass es ihn in seine Badewanne kippte. Aller Planung zum Trotz war er, als er das erste Mal auf diese Weise geweckt wurde, anscheinend so aufgebracht, dass er keine andere Möglichkeit sah, als die Uhr zu zertrümmern, damit er

auch ganz sicher nicht wieder so ausgekippt werden würde. Holroyd zufolge verbrachte William Strachey seine verbleibenden Lebensjahre in Überschuhen aus Gummi und vermachte seinem Neffen kurz vor seinem Tod eine ansehnliche Sammlung verschiedenfarbiger Unterhosen.

★ ★ ★

Irgendwo zwischen der Gelassenheit des Fischers und Stracheys Irrsinn bewegt sich unser aller Leben mit seinen Kompromissen. Wollen wir das Angler- oder das Uhrenleben? Wir wollen beides. Wir beneiden die, die ein unbeschwertes Leben führen, aber wir haben nicht die Zeit, es lange in Augenschein zu nehmen. Wir wollen mehr Stunden an jedem Tag, fürchten aber, wir würden sie wahrscheinlich doch nur verschwenden. Wir arbeiten rund um die Uhr, damit wir eines Tages weniger arbeiten können. Wir haben den Begriff *quality time* für das Leben mit Menschen, die uns nahestehen, erfunden, um sie von dieser ganzen sonstigen Zeit unterscheiden zu können. Wir stellen uns einen Wecker ans Bett, was wir aber eigentlich möchten, ist, ihn kurz und klein zu schlagen.

Die Zeit, einst etwas Passives, ist inzwischen aggressiv. Sie beherrscht unser Leben in einer Weise, die die ersten Uhrmacher zweifellos unerträglich gefunden hätten. Wir glauben, die Zeit läuft uns davon. Die Technik beschleunigt alles, und weil wir wissen, dass in Zukunft alles noch schneller werden wird, folgt daraus, dass im Augenblick nichts schnell genug ist. Die Zeitzonen, die das Denken von William Strachey so in Beschlag nahmen, sind durch das ewige Tageslicht des Internets beinahe überholt. Aber das Seltsamste an all dem ist Folgendes: Wenn sie noch könnten, dann würden uns die ersten Uhrmacher mitteilen, dass das Pendel mit derselben Frequenz schwingt wie eh und je und dass die Kalender seit Jahrhunderten feststehen. Wir haben uns diese Suppe der Hektik selber eingebrockt.

Die Zeit erscheint uns schneller, weil wir sie selbst schneller gemacht haben.

Dies ist ein Buch über unsere Besessenheit von der Zeit und unser Verlangen, Zeit zu messen, zu kontrollieren, zu verkaufen, zu filmen, sie zu inszenieren, sie unvergänglich und sinnerfüllt zu machen. Es führt vor Augen, wie im Lauf der letzten 250 Jahre die Zeit zu einer derart dominanten und drängenden Kraft in unserem Leben geworden ist, und es stellt die Frage, wieso wir Zehntausende Jahre lang in den Himmel gestarrt haben, um uns von dort vage und sprunghafte Handlungsanweisungen zu holen, jetzt aber von unseren Telefonen und Computern nicht ein-, zweimal am Tag, sondern kontinuierlich und zwanghaft Direktiven mit atomarer Genauigkeit beziehen. Das Buch verfolgt lediglich zwei schlichte Ziele: erstens ein paar aufschlussreiche Geschichten zu erzählen und zweitens die Frage zu stellen, ob wir alle völlig durchgeknallt sind.

Neulich habe ich die App „Wunderlist“ für mein Smartphone gekauft. Das Programm ist darauf ausgelegt, „Ihre Aufgaben für zuhause, die Arbeit und alles dazwischen zu sortieren und zu synchronisieren“, „einen schnellen Blick auf ein To-Do zu werfen“ und „mit Hilfe unseres Today-Widgets aus jeder beliebigen App schnell hinüberwischen und einen Blick auf Ihre anstehenden To-Dos werfen zu können“. Der Kauf dieser App war eine schwere Entscheidung, denn außer ihr gibt es Apps namens Tick Task Pro, Eisenhower Planner Pro, gTasks, iDo Notepad Pro, Tiny Timer, 2Day 2Do, Little Alarms, 2BeDone Pro, Calendar 366 Plus, Howler Timer, Tasktopus, Effectivator und viele, viele hundert andere. Im Januar 2016 machten diese Business- und Produktivitäts-Apps – von denen die große Mehrheit sich um Zeitersparnis, Zeitmanagement und mehr Geschwindigkeit und Effizienz in all unseren Lebensbereichen dreht – einen größeren Anteil unter den Smartphone-Apps aus als Bildung, Unterhaltung, Reisen, Bücher, Gesundheit und Fitness,

Sport, Musik, Fotos und Nachrichten, wobei auch sie alle locker damit zu tun haben, wie man seine Effizienz verbessert und schneller mehr erledigt bekommt. Richtig, der Name lautet „Tasktopus“. Wie sind wir nur an diesen furchtbaren und furchtbar aufregenden Ort gekommen?

Zeitfieber versucht das herauszufinden, indem es sich einige wichtige Momente ansieht. Die meiste Zeit werden wir in Gesellschaft damaliger und heutiger Zeitzeugen verbringen, darunter einige beachtliche bildende Künstler, Athleten, Erfinder, Komponisten, Filmemacher, Schriftsteller, Redner, Gesellschaftswissenschaftler und – natürlich – Uhrmacher. Die Kapitel in diesem Buch wenden sich eher den praktischen als den ätherischen Aspekten der Zeit zu – also der Zeit als Hauptperson in unserem Leben, manchmal sogar als die einzige, an der wir unseren Wert messen – und untersuchen eine Reihe von Fällen, in denen unsere Messung und Auffassung der zeitlichen Dinge unser Leben auf eine wichtige Weise erweitert, eingeschränkt oder umgestaltet hat. Das Buch schimpft uns wegen unseres Lebens in Hochgeschwindigkeit nicht aus, obwohl mehrere Leute vorschlagen werden, wie man auf die Bremse treten kann. Ebenso wenig wird es ein Buch über theoretische Physik; wir werden also nicht herausbekommen, ob die Zeit etwas Echtes oder Imaginäres ist oder was vor dem Urknall kam – stattdessen untersucht es, was nach dem Urknall der Industriellen Revolution geschah. Und wir werden auch nicht mit Science-Fiction oder der unfassbaren Mechanik der Zeitreisen herumhantieren, mit dem ganzen Tralala, wie man zurückreist, um seinen eigenen Großvater zu töten und plötzlich auf dem Camp du Drap d’Or aufzuwachen.⁴ Das überlasse ich den Physikern und den fanatischen *Doctor Who*-Freunden; ich halte mich in der ganzen Sache an den rationalen Ansatz von Groucho Marx: Die Zeit fliegt wie ein Pfeil, aber Obst fliegt wie eine Banane.⁵

Zeitfieber folgt der Flugbahn des Zeitpfeils in der Moderne. Mit der Eisenbahn und den Fabriken zieht die Fluggeschwindigkeit an, aber unsere Reise führt hauptsächlich durch die Kultur und gelegentlich auch ein Stück weit in die Philosophie: Sie kommt in Fahrt mit Beethovens Sinfonien und den fanatischen Traditionen des Schweizer Uhrmacherhandwerks. Ab und zu gibt es eine Kostprobe der Weisheit, die im irischen und jüdischen Humor zu finden ist. Die Zeit wird dabei eher in Zyklen laufen als linear, hat sie doch die Angewohnheit, zu sich selbst zurückzukehren (beispielsweise erscheint die Frühzeit des Kinos hier vor der Frühzeit der Fotografie). Aber Chronologie hin oder her, eine unausweichliche Tatsache bringt die Zeit mit sich – nämlich, dass wir früher oder später den Verantwortlichen für die Anzeigen aufstöbern, die behaupten: „Eine Patek Philippe gehört einem nie ganz allein [...] eigentlich bewahrt man sie schon auf für die nächste Generation“, und ihn, wenn’s geht, trotzdem nicht umbringen. Dieses Buch nimmt außerdem die Weisheiten der Zeitmanagementgurus unter die Lupe, untersucht, warum eine CD so lange läuft, wie sie läuft, und erklärt, weshalb Sie sich sehr genau überlegen sollten, ob Sie wirklich an einem 30. Juni verreisen wollen.

Anfangen wollen wir aber mit einem Fußballspiel, einem Ereignis, bei dem Timing alles ist.



- 1 Deutsche Leser erkennen eine Kurzfassung von Heinrich Bölls „Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral“ von 1963 (A. d. Ü.).
- 2 Lytton Stracheys *Eminent Victorians* (1918), eine Serie scharfzüngiger Kurzbiographien, prägte das Bild einer prüden, bigotten, von versteckten Defiziten gerade ihrer größten Idole gezeichneten Epoche mit (A.d.Ü.).

- 3] Bartle, ein weiterer Onkel Lytton Stracheys, schrieb ein Buch, welches das letzte Wort – das damalige letzte Wort – über die Orchideen in Burma darstellte. Und noch ein anderer, Onkel Trevor, war mit Tante Clementina verheiratet, die sich jedesmal, wenn sie Lyttons Londoner Haus in Lancaster Gate besuchte, auf den Wohnzimmerteppich setzte und Chapatis zubereitete [eine weitere Verbindung zur Kolonialherrschaft über Indien (A.d.Ü.)]. Eines der Kinder Trevors und Clementinas starb, als es einen Bären umarmte.
- 4] Schauplatz des prunkvollen englisch-französischen ‚Gipfeltreffens‘ von 1520 (A. d. Ü.).
- 5] Zugleich: „... aber Fruchtfliegen mögen gern Banane.“ (*Time flies like an arrow but fruit flies like a banana.*) [A.d.Ü.] – Dieser Witz wird Groucho Marx *zugeschrieben*, nur kann man ein sehr angenehmes Wochenende damit zubringen, auch nur einen Fall herauszusuchen, in dem er das tatsächlich gesagt hat. Wahrscheinlich liegt der Ursprung der Wendung in einem Artikel zum Einsatz von Computern in den Naturwissenschaften, den der Harvard-Professor Anthony C. Oettinger für das Septemberheft 1966 des *Scientific American* schrieb.

Kapitel 1

Der Zufall der Zeit

Vom Boden abheben

Kennen Sie den Spruch, wonach das Komische aus dem Tragischen plus Zeit besteht? Der Gedanke dahinter ist, dass jedes noch so schreckliche Unglück später zum Totlachen sein kann, vorausgesetzt, der Abstand ist weit genug, um darüber hinwegzukommen und die Lage mit neuen Augen zu betrachten. Der Regisseur Mel Brooks (der seinerseits der Ansicht war, dass die vergangene Zeit es ihm erlaubte, sich in *The Producers* über Hitler lustig zu machen) formulierte das auf eigene Art: „Tragödie ist, wenn ich mir in den Finger schneide. Komödie ist, wenn du in eine Jauchegrube fällst und stirbst.“



Wir kamen von einem Fußballspiel. Nach drei Minuten Nachspielzeit schlossen mein Sohn Jake und ich unsere Räder vom Geländer los und strampelten in Richtung Hyde Park. Das Eröffnungsspiel der Saison war für Chelsea eine leichte Sache gewesen, 2:0 gegen Leicester, Torschützen Costa und Hazard, und wir hatten es genossen, nach der Sommerpause wieder auf dem Platz zu sein. Auch die Heimfahrt tat gut – Ende August, Spätsommersonne, der Park randvoll mit Touristen.

Den Tag regierte ein Spielplan, der zwei Monate im Voraus veröffentlicht worden war, und die Anstoßzeit hatten einen Monat später die Fernsehsender diktiert. Aber als der Spieltag endlich da war, drehte sich alles um alte Rituale: Wann treffen wir uns, wann essen wir zu Mittag, wie lang braucht die Pizza, wann kommt die Rechnung, der Weg zum Stadion, die Länge der Schlange vor den Absperrungen, die Lieder aus dem Lautsprecher, ehe das Spiel losgeht – in letzter Zeit spielen sie immer „Parklife“ von Blur, synchronisiert mit den großen Momenten vergangener Tage auf der Videoleinwand. Und dann das Spiel selbst: wie lang es einem vorkommt, wenn man vorn liegt und auf den Abpfiff wartet, und wie schnell es geht, wenn die eigene Mannschaft im Rückstand ist.

Wir gingen eine Minute vor Schluss, um nicht ins Gedränge zu kommen, auch das eine Verhandlung über Zeitfragen: Wie wiegt man die Möglichkeit, ein Tor in letzter Minute zu verpassen, gegen den Wert auf, den man persönlich darauf legt, sich zehn Minuten Eingezwängtsein in einer Menschenmasse zu ersparen? Viele aus dem Publikum entschieden sich für den frühen Aufbruch, womit unser Plan beinahe durchkreuzt war, und auf den Fahrrädern schlängelten wir uns durch die Pulks auf der Fulham Road. Mein jüngster Sohn Jake war 24, strotzte vor Energie und blieb auf der Exhibition Road ein Stück vor mir, bis wir an der Albert Hall vorbei waren. Das Schöne am Hyde Park ist, dass der Weg heutzutage unterteilt ist – eine Hälfte für Radfahrer, eine für Fußgänger. Und so rauscht man an der Serpentine Gallery vorbei, mit der Ausstellung eines Künstlers, von dem ich noch nie gehört hatte, und dann lief mir plötzlich Blut über das Gesicht, ein pochender Schnitt knapp über meinem Auge, meine Sonnenbrille kaputt, mein Rad auf dem Weg, ein heftiger dumpfer Schmerz am rechten Ellbogen, eine Menge besorgter Leute mit diesem verkniffenen Gesichtsausdruck, dem ich entnahm, dass meine Kopfverletzung schlimm sein

musste. Irgendwer rief einen Krankenwagen und jemand anders gab mir Papiertaschentücher, die ich mir an den Kopf hielt, und die Tücher färbten sich tiefrot.

Es war genau, wie die Leute immer gesagt hatten: Die Zeit schien tatsächlich langsamer abzulaufen. Den Sturz kann ich nicht richtig in Zeitlupe vor mir sehen, dafür aber in einer erweiterten Fassung, in der sich jedes noch so winzige Ereignis rund um den Unfall in die Länge zieht und registriert ist, so als ob es vielleicht das letzte meines Lebens wäre, meine Flugbahn vom Rad auf den Boden eher als ein eleganter Sturzflug durch die Luft statt als plumpes, panisches Stück Verwirrtheit, und ständig sagt jemand „Krankenwagen“.

Der Krankenwagen kam nach sechs langen Minuten oder etwas um den Dreh, wahrscheinlich weil er es schwer hatte, sich durch all die hilfreichen Leute zu schieben, und ich weiß noch, dass ich mir Sorgen um mein Rad machte und wer meiner Frau Bescheid sagen würde. Einer der Rettungssanitäter schnitt meinen Jackenärmel auf und zuckte ein bisschen zusammen, als er sah, was mit meinem Ellbogen los war. Keine freiliegenden Knochen, dafür aber eine Schwellung, so groß wie ein Suppenteller, und er sagte: „Das wird noch geröntgt, aber dass *der* gebrochen ist, kann ich Ihnen jetzt schon sagen!!“, und wir fuhren eilig zum Krankenhaus an der Fulham Road, an dem wir beide vor nicht einmal einer Viertelstunde vorbeigekommen waren. Ich fragte ihn, ob sie die Sirene einschalten würden, und er fragte mich, was passiert war.

Ich war ein Opfer der Zeit geworden. Ich war nicht schnell gefahren, weil der Weg so voll war. Jake fuhr vor mir, und links vor uns gingen viele Leute, und eine davon, eine Besucherin aus Portugal, wie wir später erfuhren, schlenderte ein Stück von ihren Freunden weg und kam mir dabei genau in die Quere. Ich wusste, ich würde sie rammen, noch ehe ich es tat, aber es war keine Zeit zum Bremsen oder auch nur, um die Hand auszustrecken, und

mein Rad schien einfach unter mir zu verschwinden, während ich nach vorn kippte. Die Portugiesin, die vielleicht Mitte zwanzig war, stand unter Schock und war ganz betroffen, und Jake schrieb sich ihre Handynummer auf, aber wir haben keine Ahnung, wo die hingekommen ist. Schon in diesem Moment, als ich in der Nähe der Serpentine Gallery im Gras saß, wusste ich, glaube ich, dass es viel schlimmer hätte sein können, dass die Splitter meiner Sonnenbrille mir in die Augen hätten dringen können, und dann wäre ich blind geworden.

Vielleicht sind die Neurowissenschaftler inzwischen ein bisschen erschöpft von all den Geschichten, die ihnen erzählt werden, wie langsam die Zeit an einem Unfallort abläuft, und sie können Ihnen erklären, warum es einem so vorkommt. Unfälle sind etwas Erschreckendes und Furchteinflößendes. Wer vom Rad fällt oder eine Klippe hinunter, dessen Gehirn findet reichlich Platz für neue Erinnerungen, die sich unserer Großhirnrinde aufprägen können. An sie erinnern wir uns als wichtige Ereignisse, lebhaft und mit viel Action, und wenn wir diese Geschichte in unserem Kopf noch einmal ablaufen lassen oder anderen erzählen, dann scheint so viel zu passieren, dass es einfach länger gedauert haben muss als den Sekundenbruchteil, den es wirklich gedauert hat.

Gemessen an altbekannten Vorfällen, die sich unserer Hirnrinde so eingepägt haben, dass wir nicht mehr an sie denken müssen (die Fahrt zum Einkaufen, bei der wir geistig mit anderem beschäftigt sind, die Routinehandlungen, die uns so vertraut sind, dass wir sagen, wir können das im Schlaf), beansprucht ein plötzliches neues Ereignis mehr Aufmerksamkeit im Gehirn. Der ungewohnte Umriss einer Frau, die eine weiße Markierungslinie überschreitet, der fliegende Kies, das Kreischen von Bremsen und Passanten – das alles sind ungewöhnliche Dinge, wenn man sie verarbeiten muss,

während man den Schaden am verwundbaren Fleisch in Grenzen zu halten sucht.

Aber was passiert tatsächlich in dieser Momentaufnahme? Wieso scheint eine solche Momentaufnahme gleichzeitig ein ewig lang belichtetes Bild zu sein, was, wie wir wissen, unmöglich ist? Zwei kleine Bereiche in unserem Gehirn, die zusammen als Amygdala (Mandelkerne) bekannt sind - zwei Gruppen hyperreaktiver Nervenbündel im Temporallappen des Großhirns, die sich hauptsächlich mit Erinnerungsverarbeitung und Entscheidungsfindung beschäftigen -, spannen in Krisensituationen die übrigen Gehirnfunktionen ein, um reagieren zu können. Das ist etwas, was einen Sturz von einer Sekunde Dauer auf fünf oder noch mehr Sekunden zu dehnen scheint, und ausgelöst wird es durch Angst und plötzliche Schocks, die unser limbisches System so heftig treffen, dass wir sie vielleicht nie mehr vergessen. Aber unsere subjektive Zeitverzerrung ist nichts weiter als das; die gemessene Zeit auf der Uhr hat uns zuliebe nicht wirklich stillgestanden oder sich gedehnt. Stattdessen hat die Amygdala mit ihrem Zwillingskern emotional geladene Erinnerungen mit viel farbigeren Details hinterlegt, und die Zeitverzerrung, die wir empfinden, ergibt sich nur aus der Rückschau. Der Neurowissenschaftler David Eagleman, der zahlreiche Experimente zum Zeitempfinden unternommen hat und als Junge eine ähnliche Zeitdehnung erlebte, als er vom Dach fiel, beschreibt das als „einen Trick des Gedächtnisses, das eine *Geschichte* über eine Wirklichkeit schreibt“. Unsere neuronalen Mechanismen versuchen in einem fort, die Welt um uns herum in möglichst kurzer Zeit in eine verständliche Erzählung zu formen. Schriftsteller versuchen dasselbe, denn was, wenn nicht neu positionierte Zeit, ist Literatur, und was ist Geschichte, wenn nicht Zeit aus der Rückschau, Ereignisse, die aus *unserer* Zeit heraus neu bewertet werden?

Nicht, dass ich das im Krankenwagen auf der Fahrt zum Krankenhaus hätte erklären können; der Krankenwagen hat seine eigenen Routinen und Abläufe. Genau wie die Notaufnahme, wo ich eine gefühlte Ewigkeit saß und darauf wartete, dass mich jemand untersuchte. Nachdem meine Amygdala inzwischen wieder im Gleichgewicht war, herrschte jetzt eine andere Art gedehnter Zeit - die Zeitdehnung der Langeweile, rund zwei Stunden, in denen ich zu anderen Patienten hinübersah und mich fragte, wie ich nur den Großteil der Termine in meiner nächsten, randvollen Woche absagen sollte. Jake hatte vorgehabt, abends den letzten Zug nach St. Ives zu nehmen, aber der Zug würde ohne ihn abfahren. Nach einer Weile kam meine Frau Justine, und ich ging mit ihr durch, was passiert war, während mir immer noch blutiges Papier über dem Auge klebte; und nach einer weiteren Weile kam die Sache richtig in Gang, und ich lag auf einer Rollbahn in einer Kabine, während eine Schwester kontrollierte, ob ich meine Faust ballen konnte. Es war schon beinahe Mitternacht, als sie damit anfangen, meinen Ellbogen einzugipsen, um ihn so lange zu fixieren, bis sie mich operieren konnten, und ein Uhr vorbei, als ein netter Arzt, dessen Schicht zu Ende ging, sagte, er müsse zwar zurück zu seiner Frau und ihrem drei Wochen alten Baby, aber er wolle mich lieber selbst nähen, als das einem der Neuen zu überlassen, weil die Wunde so tief war.

Und dann war ich etwa um drei Uhr morgens allein. Meine Frau und mein Sohn waren mit den Fahrrädern auf der Rückbank nach Hause gefahren, und ich hatte noch kein Bett auf einer Station, also lag ich in einem abgedunkelten Zimmer, trug ein hinten zugebundenes getüpfeltes Nachthemd, den Arm in Gips auf meiner Brust, mit neun Stichen knapp über meiner Braue und Schmerzmitteln im Leib. Ich fragte mich, wie lange ich dableiben müsste und wann sie endlich operieren würden, und ich konnte hören, dass irgendwo etwas tropfte und

jemand außerhalb des Raums etwas rief, und langsam wurde mir kalt.

Es kam mir vor, als könnte ich jedes Sandkorn Zeit spüren. Es war August 2014, aber das Datum erschien bedeutungslos und zufällig. Ein Sturz hatte mein überdrehtes Bewusstsein aufgebrochen, und alles war auf den Kopf gestellt. In einem Hinterzimmer in klinischer Umgebung spürte ich, wie ich einem Bewusstseinszustand entgegentrieb, in dem die Zeit nicht nur eine ungeahnte Dringlichkeit, sondern auch eine ungeahnte Lässigkeit gewann. Ich lag wieder in einer Wiege, wo ich über die Zeit nicht mehr zu bestimmen hatte, und das brachte mich zu der Frage, inwieweit ich das überhaupt je getan hatte.

War alles Zufall oder war alles festgelegt? Hatten wir die Kontrolle über etwas verloren, das wir erschaffen hatten? Wenn wir das Stadion nur eine halbe Minute vorher verlassen oder nur eine Winzigkeit fester in die Pedale getreten hätten, eine Radumdrehung mehr, oder wenn die Ampel an der Royal Albert Hall uns zum Halten gebracht hätte, und wenn die Frau aus Portugal sich an diesem Nachmittag mehr Zeit mit dem Kuchen gelassen hätte oder, noch besser, nie nach London gekommen wäre, dann wäre das nie passiert und Jake hätte noch seinen Zug erwischt und ich hätte mir in *Match of the Day* die sportlichen Höhepunkte des Tages angesehen und der Arzt wäre früher nach Hause gekommen und hätte seiner Frau helfen können. Alles, was in dieser Situation als Zeit erschien, war selbstauferlegt und selbstbestimmt, ein Arrangement der Moderne, das im Lauf der Generationen Schritt für Schritt feingetaktet worden war. Da fragte ich mich, wie es zu so einem Bündnis gekommen war. Die Zeit regelte den Verkehr, die Unterhaltung, den Sport, die medizinische Diagnostik, einfach alles – und die Menschen und Vorgänge, die diese Verbindungen in Gang gesetzt haben, sind das Thema dieses Buches.

Die Kürze des Lebens und wie man es leben soll

Wer heute auf einer Krankenhausstation liegt und sich bemitleidet, täte gut daran, an Seneca vor 2000 Jahren zu denken. *Über die Kürze des Lebens* riet seinen Lesern, ihr Leben weise zu leben, will heißen, nicht leichtsinnig. Seneca sah sich um, und ihm gefiel es nicht, wie die Leute mit ihrer Zeit umgingen: „... den einen hält unersättliche Habsucht gefangen, den anderen in überflüssigen Anstrengungen mühevoller Betriebsamkeit, der eine ist vom Weine trunken, der andere verdämmt im Stumpfsinn.“ Der Großteil der Existenz, so folgerte er, verging nicht als Leben, sondern war „einfach Zeit“. Als er Mitte sechzig war, nahm sich Seneca (nicht ganz freiwillig) das Leben, indem er sich im Bad die Pulsadern aufschnitt.¹

Die berühmteste Zeile in Senecas Abhandlung steht gleich am Anfang, ein Verweis auf den berühmten Ausspruch des griechischen Arztes Hippokrates: „Das Leben ist kurz, die Kunst ist lang.“ Was genau das bedeutet, ist immer noch umstritten (wahrscheinlich spielte Hippokrates nicht auf die Schlangen vor der tollen Gerhard-Richter-Ausstellung an, sondern darauf, wie viel Zeit es braucht, bis man ein Experte für irgendwas geworden ist), und Senecas Gebrauch des Satzes bestätigt, dass das Wesen der Zeit ein Thema war, das die Denker im antiken Griechenland und in Rom überaus fesselnd fanden. Etwa um 350 v. Chr. betrachtete Aristoteles die Zeit eher als eine Art der Anordnung denn als ein Maß, nämlich als eine Kombination, in der alle Dinge aufeinander bezogen sind. Die Gegenwart betrachtete er nicht als etwas Feststehendes, sondern als etwas Bewegliches, ein Phänomen in ständigem Wandel, das von der Vergangenheit und der Zukunft abhing (und eigenwilligerweise auch von der Seele). Um das Jahr 160 n. Chr. glaubte Marc Aurel an das Fließende: „Die Zeit ist

ein Fluß aus allem, was geschieht, ja ein wilder Strom“, schrieb er. „Denn in demselben Augenblick, wo jedes Ding, das er mit sich führt, zum Vorschein kommt, ist es auch schon vorbeigetrieben, und schon treibt ein anderes vorüber, und schon kommt das nächste.“² Augustinus von Hippo, der Heilige, der ein langes Leben von 354 bis 430 führte, fing in Worten jene Flüchtigkeit der Zeit ein, die bis heute die Quantenphysiker verwirrt: „Was also ist die Zeit? Wenn niemand mich danach fragt, weiß ich’s, will ich’s aber einem Fragenden erklären, weiß ich’s nicht.“³

Mein Ellbogen war im Sommer 1959 entstanden und an seinem 55. Geburtstag zertrümmert worden. Die Röntgenaufnahmen zeigten, dass er jetzt wie ein Puzzle aussah; die Knochen an meinem Gelenk waren zersplittert und in alle Himmelsrichtungen zerstreut wie fliehende Gefangene. Während der anstehenden Operation, die im Grunde eine Routineangelegenheit sein würde, wie man mir versicherte, sollten die Einzelteile zusammengetrieben und mit Drahtstücken festgehalten werden.

Die Armbanduhr, die ich im Augenblick des Unfalls trug, war ebenfalls in den 1950er-Jahren gemacht worden und ging pro Tag zwischen vier und zehn Minuten nach, abhängig davon, wie oft ich sie aufzog, und noch von anderen Sachen. Ich mochte an ihr, dass sie alt war (einer alten Uhr kann man vertrauen, weil sie seit Jahren dasselbe macht). Damit ich pünktlich zu Terminen kam, musste ich berechnen, wie viel genau meine Uhr wohl nachging. Ich hatte sie eigentlich zum Uhrmacher bringen wollen, aber irgendwie hatte ich anscheinend nie die Zeit dazu gehabt. Besonders gefiel mir die analoge Seite, die Federn und Zahn- und Schwungräder, die ohne Batterie auskamen. Aber was ich richtig mochte, war der Eindruck, dass die Zeit nicht bestimmen sollte, wie ich mein Leben führte. Die Zeit war vielleicht die zerstörerischste Kraft von allen, und wenn man sich vor ihren Auswirkungen schützen könnte,

dann könnte man irgendwie ein Gefühl haben, Kontrolle auszuüben und das eigene Schicksal zu bestimmen, wenigstens die nächste Stunde lang. Das Allerbeste, die ultimative temporale Freiheit wäre natürlich, wenn ich meine Uhr verschenken oder aus dem Fenster eines Schnellzugs werfen würde.

Vier Minuten Zeit, ob zu schnell oder zu langsam - das war ein guter Stoff zum Nachdenken, wenn man im Dämmerzustand flach auf dem Rücken in einem dunklen Raum lag, in einem Boot durchs Schilf trieb, nach der Stelle suchte, wo man - wie es Clive James einmal in einem Gedicht ausgedrückt hat - seine Muscheln gegen Federn eintauschen kann. Ich bewunderte, wie optimistisch Aristoteles war: „Wir leben in Taten, nicht in Jahren, in Gedanken, nicht Atemzügen, in Empfindungen, nicht in Zahlen auf einer Sonnenuhr. Wir sollten die Zeit in Herzschlägen messen.“ Ich wollte Zeitferien; ich stimmte dem Ausspruch J. B. Priestleys zu, dass ein guter Urlaub der ist, den man bei Leuten verbringt, deren Zeitbegriff vager formuliert ist als der eigene.



Operiert wurde ich am nächsten Morgen, und nicht lange nach Mittag hatte ich einen trockenen Mund, ein Chirurg beugte sich über mich und eine Schwester maß die Schläge meines Herzens. Der Eingriff war gut verlaufen, und ich konnte damit rechnen, binnen acht Wochen gut 90 Prozent meiner Beweglichkeit und meines Beugungswinkels wiederzuhaben, wenn ich mich bei der Physiotherapie anstrenge.

Zwischen einer und der nächsten Physio sah ich viel mehr fern als sonst und wurde viel wütender als üblich und las viel auf meinem Kindle, weil normale Bücher mit nur einer gesunden Hand ein Ding der Unmöglichkeit waren,

genau wie das Uhraufziehen. Ich las *Zen und die Kunst, ein Motorrad zu warten*, diese schwülstige spirituelle Reisegeschichte von Robert M. Pirsig, die ein sagenhafter Bestseller wurde, weil sie eine Quelle westlichen Zeitgeists angezapft hat oder vielleicht auch das darstellt, was die Schweden einen *kulturbärer* nennen, ein ultrazeitgemäßes Buch, das an unseren Annahmen über Kulturwerte kratzt. In diesem Fall wandte sich *Zen* gegen unsere Annahmen, dass wir alles immer mehr und immer schneller wollten – mehr Materialismus, ein schnelleres, stärker vernetztes Leben, das sich auf Dinge außerhalb unserer Kontrolle oder unseres Begriffsvermögens verlässt.

Wenn man tiefer blickt, dreht sich *Zen und die Kunst, ein Motorrad zu warten* von Anfang bis Ende um die Zeit. Das beginnt schon mit den Worten: „Ohne die Hand vom linken Griff des Motorradlenkers zu nehmen, kann ich auf meiner Uhr sehen, daß es halb neun ist“; und auf den nächsten 400 Seiten lockert sich dieser Griff kaum jemals, während erkundet wird, was man im Leben für wichtig hält und wertschätzt, und was man auf der Reise letztlich sieht und spürt. Die Motorradtour durch eine sengend heiße Landschaft verleiht dem etwas unmittelbar Bewusstes. Die Reisenden – der Autor, sein Sohn Chris und ein paar Freunde – fahren quer durch die Great Plains in Richtung Montana und weiter, und sie trödeln nicht dabei. „Wir wollen gut vorankommen, aber die Betonung liegt für uns mehr auf dem ‚gut‘ als auf dem ‚vorankommen‘, und mit dieser Akzentverschiebung stellt sich ein ganz anderes Verhältnis zur Zeit ein.“⁴

Ich musste an den Mann denken, der mir Appetit auf Bücher und Wörter gemacht hat, einen Englischlehrer namens John Couper. Mr. Couper erlaubte mir, den Text zu Bob Dylans „Desolation Row“ in unseren Abiturskurs mitzubringen, wo er analysiert wurde, als wäre er ein Gedicht von Shelley, und das, obwohl er offensichtlich viel

besser war. Eines Tages hatte Couper sich morgens während der Schulversammlung in unserer Aula aufs Podium gestellt und eine Ansprache über die Zeit gehalten. Ich glaube, er fing mit ein paar berühmten Zeitziten an: „Zeit, die man lachend verbringt, ist Zeit, die man mit den Göttern verbringt“ (unbekannt); „Hüte dich vor der Unfruchtbarkeit eines geschäftigen Lebens“ (Sokrates). Dann las er eine Liste vor, die ich so in Erinnerung habe: „Zeit. Ihr könnt sie aufwenden, nehmen, verlieren, sparen, vergeuden, verlangsamen, beschleunigen, überholen, festhalten, besiegen, freiräumen, totschiagen.“ Es gab noch andere appetitliche Verwendungen, aber die wichtige Botschaft am Ende lautete, dass es ein Privileg war, jung zu sein wie wir und die Zeit auf unserer Seite zu haben, denn die Zeit wartet auf niemanden, und jedermann muss sich beeilen (damals war es eine reine Jungenschule), und was wir auch sonst mit unserer Zeit anfangen mochten, wir sollten sie nicht verschwenden. Das blieb mir in Erinnerung, aber als Lebensregel war es schwer zu befolgen.

Manchmal glaube ich, dass ich meine Kindheit in lauter Bildern der Zeitmessung fassen kann. Vielleicht können wir das alle. Eines Tages, als ich drei oder vier war, brachte mein Vater eine goldene „Carriage Clock“, eine tragbare Uhr in Schuhkartongröße, nach Hause, die in einem Futteral steckte, das mit karmesinrotem Pannesamt ausgeschlagen war; und als mein Fingerchen den Knopf auf der Oberseite drückte, schlug eine Glocke die Stunde. Die Schuluhr in der Aula, die Küchenuhr - und in meinem Schlafzimmer hatte ich einen Wecker namens Big Ben von der Firma Westclox.⁵

Dann schalteten wir eines Tages den Fernseher an, um uns den irischen Komiker Dave Allen anzusehen. Gewagter ging es bei mir zu Hause nicht: Allen war ein ‚gefährlicher‘ Komiker, der häufig Religionsgemeinschaften gegen sich